

DEAN
KOONTZ

ELSEWHERE
Der Universalschlüssel

Aus dem Amerikanischen
von Aimée de Bruyn Ouboter

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Elsewhere*
erschien 2020 im Verlag Thomas & Mercer.
Copyright © 2020 by the Koontz Living Trust

1. Auflage Juli 2021
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Arndt Drechsler-Zakrzewski
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-926-8
eBook 978-3-86552-927-5

Für Richard Pine und Kim Witherspoon
und
für Kim Witherspoon und Richard Pine,
die mich vor zahllosen
Dummheiten bewahrt hätten,
hätte ich sie bloß früher kennengelernt.

*So viele Welten, es gibt so viel zu tun
... so viel zu sein.*

– Alfred Lord Tennyson



Der nächtliche Besucher

Um drei Uhr in der Früh trifft der Bibliotheksbesucher ein. Er braucht keine Tür und verschwendet auch keinen Gedanken an das aktivierte Alarmsystem. Still und leise ist er, wie die vielen Gespenster, die hier umgehen: aus Shakespeares Stücken, aus Russell Kirks Geschichten und noch allerlei andere. Die Bücherschluchten sind verwaist. Der große Saal mit all seinen Nischen ist in Finsternis getaucht. Die Mitarbeiter liegen zu Hause in ihren Betten und schlafen, und vor einer Stunde ist auch der Hausmeister mit seiner Arbeit fertig geworden. Der Geruch nach Putzmittel mit Kiefernduft, Politur und alterndem Papier hängt in der Luft.

Zwar wird dieses Labyrinth kostbaren Wissens nicht von einem Wachmann patrouilliert, aber der Besucher ist dennoch angespannt. Für die meisten Menschen sind Bibliotheken Zufluchtsorte in einer turbulenten Welt, aber er weiß es besser. Er hat unvorstellbare Gräueltaten gesehen; Entsetzen ist sein ständiger Begleiter. Er glaubt nicht mehr daran, dass es irgendwo wirklich sicher sein könnte.

Für einen wie ihn, der nicht nur eine einzige Geschichtsschreibung, sondern viele verschiedene kennt, bedeuten Bibliotheken Gefahr. Nicht selten sind sie der Anlass für Tote. Bibliothekare und so

viele andere Liebhaber des geschriebenen Wortes sind erschossen, erstochen und in Konzentrationslager verschleppt worden, sind gefoltert und zu Zwangsarbeit verpflichtet worden. Keine Bibliothek kann jemals sicher sein, da es nicht nur Bücher sind, die ihre Regale füllen: Sie sind Horte der *Gedanken*. Gedanken, die sich um Freiheit, Gerechtigkeit, Wahrheit, Religion und vieles mehr drehen; Gedanken, an denen sich manch einer stört. Bücherverbrenner jeder erdenklichen politischen Couleur wissen ganz genau, wo sie ihr Brennmaterial finden, wenn sie glauben, die Stunde des Handelns sei gekommen.

Der nächtliche Besucher kennt diese Stadt, Suavidad Beach, in all ihren Manifestationen, kann aber nicht sicher sein, dass er hier finden wird, was er sucht. Er kommt direkt aus einer anderen Bibliothek. Jetzt schaltet er seine Taschenlampe ein, schirmt sie mit einer Hand ab, damit das Licht nicht durch die hoch gelegenen Fenster nach draußen dringt, und geht zur Computerecke hinüber. Dort setzt er sich an einen Arbeitsplatz.

Rasch loggt er sich ins Internet ein, geht zu Facebook und findet die Seite, die er sucht. Er liest einige amüsante Posts von Jeffrey Coltrane und seiner elfjährigen Tochter Amity. Jeffreys Frau Michelle wird nirgends erwähnt. Und tatsächlich gibt es Fotos von Vater und Tochter, aber nicht eins, auf dem die Mutter des Mädchens zu sehen ist – als wäre sie vor langer Zeit gestorben.

Diese aussichtsreiche Vorstellung lässt das Herz des Besuchers höherschlagen.

Die große Wanduhr der Bibliothek tickt leise vor sich hin, während der Besucher die öffentlich zugänglichen Aufzeichnungen über Suavidad Beach durchkämmt. Er sucht nach einem Bericht über das Ableben der Frau, findet aber nichts dergleichen.

Stattdessen entdeckt er in den elektronischen Akten des Amtsgerichts von Suavidad Beach einen Antrag auf Aufhebung der Ehe, den Jeffrey Coltrane gestellt hat. Daraus geht hervor, dass er Michelle seit mehr als sieben Jahren nicht gesehen und nichts von ihr gehört hat. Trotzdem will er sie offenbar nicht für tot erklären lassen; ein Mann wie er kann die Hoffnung nicht aufgeben. Seine Stellungnahme vor Gericht ist wortgewandt, tief traurig und dennoch von einem vorsichtigen, sehnsuchtsvollen Optimismus durchdrungen.

Jeffreys Hoffnung ist ohne Frage naiv. Der Bibliotheksbesucher weiß einiges übers Morden und war an vielen Tatorten schrecklichen Gemetzels zugegen. Michelle ist zweifellos umgekommen. Ihr Tod, wenn gleich eine Tragödie, ist doch auch ein Grund zum Feiern.

Der Besucher schaltet den Computer aus. Eine Weile lang sitzt er im Dunkeln und denkt über den Tod nach, über das Leben und über die Gefahren, die es mit sich bringt, wenn man das Schicksal betrügen will.

Um zehn nach vier verlässt er die Bibliothek auf demselben Weg, den er gekommen ist, ohne die Tür zu benutzen oder den Alarm auszulösen.

Es ist der 11. April.

ERSTER TEIL

Der Universalschlüssel



In wolkenlosen Nächten, wenn der Mond auf seiner Wanderung nach Westen einen Streifen silbrig schimmernden Lichts auf das dunkle Meer zeichnete, wenn die Luft so klar war, dass die fernen Sterne beinahe so hell wie die Venus zu strahlen schienen, wenn die unendlichen Galaxien ihn in atemloses Staunen versetzten und bezauberten, war Jeffy Coltrane mitunter überzeugt davon, dass jeden Augenblick etwas Unglaubliches, Magisches geschehen könnte. Er arbeitete hart und hatte bei niemandem Schulden, doch im Innersten war er ein Träumer.

An jenem herrlichen Mittwochabend, dem 11. April, sollte das Wunderbare die Bühne betreten, doch hinter den Kulissen lauerte unerwarteter Schrecken.

Als Jeffy und seine elfjährige Tochter Amity nach dem Abendessen ihr Lieblingsrestaurant verließen, herrschte Ebbe. Sie streiften Sneakers und Socken ab, krepelten die Hosenbeine hoch und wateten zu den glatt geschliffenen Felsen hinaus, die vor der Küste von Suavidad Beach, einer kleinen Stadt in Südkalifornien, aus dem Meer emporragten. Dort setzten sie sich nebeneinander, zogen die Beine an, schlangen die Arme um die Knie und schauten in Richtung Fernost, wo Tausende Meilen entfernt Japan lag, ins Licht des kommenden Nachmittags getaucht.

»Wir leben in einer Art Zeitmaschine«, sagte Amity.

»Wie kommst du darauf?«

»Ein Teil des Planeten befindet sich einen Tag in der Zukunft, ein anderer einen Tag in der Vergangenheit. Und in Japan ist jetzt schon morgen Nachmittag.«

»Vielleicht sollte ich dich einen Monat lang nach Tokio schicken. Du könntest mich jeden Tag anrufen und mir sagen, welche Pferde auf der Rennbahn in Santa Anita gewinnen werden.«

»Ja, klar«, sagte sie. »Wenn es so funktionieren würde, wären alle Leute stinkreich ... Alle würde beim Wetten betrügen!«

»Oder es gäbe gar keine Rennen mehr, weil die Buchmacher von den vielen Betrügern in den Ruin getrieben worden wären. Und all die armen Pferde wären arbeitslos.«

»Und was lernen wir daraus?«, fragte sie.

»Ja, was denn?«

»Betrug lohnt sich nicht. Im Zweifel sollte man immer das Richtige tun!«

»Das hab ich irgendwo schon mal gehört.«

»Weil ich total gehirngewaschen bin.«

»Väter waschen ihren Kindern nicht das Gehirn.«

»Schneckendreck!«

»Nein, wirklich. Wir lösen das über Propaganda.«

»Und wo soll da bitte der Unterschied sein?«

»Propaganda ist eine viel sanftere Methode als Gehirnwäsche. Oft merkt man gar nicht, wie einem geschieht.«

»Ha, ich merk das aber schon«, sagte sie. »Weil es nämlich *die ganze Zeit über* passiert.«

»Du wirst wirklich schrecklich unterdrückt!«

Sie seufzte. »Ich ertrage es mit Fassung.«

Lächelnd schüttelte Jeffy den Kopf. Jenes unfassbare, zauberhafte Wunder, auf das er, der Träumer, gelegentlich noch wartete, hatte sich in Wahrheit längst ereignet: Es hieß Amity.

Eine schwache Brise wehte über das Meer, trug den Geruch nach Salz und – so glaubte, nein, *wusste* er – exotischen Gewürzen aus weit entfernten Ländern heran, ein subtiler Duft, den die Nase erahnen, nicht aber erkennen konnte.

Nach einer Weile sagte Amity: »Es war also richtig, sieben Jahre lang zu warten?«

»Sieben Jahre lang die Hoffnung am Leben zu erhalten. Ja. Es ist immer das Beste, sich Hoffnung zu bewahren.«

»Wäre es dann nicht richtig, noch einmal sieben Jahre zu warten?«

»Ich gebe die Hoffnung nie auf, Schatz. Aber irgendwann kommt ein Punkt ... Wir müssen nach vorne schauen.«

Vor sieben Jahren, da war Amity vier gewesen, war Michelle fortgegangen. Sie hatte gesagt, sie fühle sich leer, nichts sei so, wie sie es sich vorgestellt habe. Sie müsse ihr Leben in den Griff bekommen, dann könne sie wieder zu ihm und Amity nach Hause kommen.

Sie hatten nie wieder etwas von ihr gehört.

Wie Jeffy selbst war Michelle Jamison im sonnigen Suavidad Beach geboren und aufgewachsen. Ihre Mutter war im Kindbett gestorben; vielleicht hatte das Gefühl, in ihrem Leben sei etwas schiefgelaufen, darin seinen Ursprung.

22 Jahre später, nur einen Tag nach Amitys Geburt,

hatte Michelles geliebter Vater einen tödlichen Stromschlag erlitten. Er war Elektromechanikermeister gewesen und hatte fürs Elektrizitätswerk gearbeitet. Der Unfall hatte sich bei Wartungsarbeiten an einem Transformator in einem unterirdischen Gewölbe ereignet.

Fortan hatte Amity's Geburtstag Michelle unweigerlich nicht nur an den frühen Tod ihrer Mutter, sondern auch daran erinnert, wie plötzlich sie ihren Vater verloren hatte. Sie war keine Pessimistin gewesen und hatte nicht unter Depressionen gelitten – tatsächlich war sie eine lebhaftere Frau mit einem feinen Sinn für Humor gewesen und hatte das Leben geliebt. Aber manchmal musste es ihr so vorgekommen sein, als wäre ihre Heimatstadt ein Ort, an dem es spukte, als würde die Vergangenheit zu schwer auf ihr lasten, solange sie dort blieb.

Sie war fortgegangen, um sich selbst zu finden, doch offenbar war ihr das nie gelungen.

Jeffy's Versuche, sie ausfindig zu machen, führten nirgendwohin. Die beiden Privatdetektive, die er angeheuert hatte (einen gleich nach Michelles Verschwinden, einen erst im letzten Jahr), hatten nichts zutage gefördert. Eine entschlossene Frau konnte sich so grundlegend neu erfinden, dass jemand, der sie aufspüren wollte, deutlich mehr Kapital benötigte, als Jeffy zur Verfügung stand. Michelle war so verwundbar gewesen: Sie hatte ihre Mutter nicht gekannt, den tragischen Unfall ihres Vaters direkt nach Amity's Geburt verwinden müssen und ihr Traum, als Musikerin Erfolg zu haben, war in immer weitere Ferne

gerückt. Jeffy machte sich oft Vorwürfe, weil er nicht erkannt hatte, *wie* verwundbar sie gewesen war. Er wollte, er hätte sie nie gehen lassen.

Michelle war schon so lange verschollen, dass ein Gericht sie für tot hätte erklären können, doch Jeffy hatte keinen derartigen Antrag gestellt. Er weigerte sich, diese Möglichkeit überhaupt in Betracht zu ziehen. Wenn er nur glaubte, dass sie woanders glücklich geworden war, dann musste sie es sein. Der Glaube konnte bekanntlich Berge versetzen. Deshalb leitete er lediglich gerichtliche Schritte ein, um seine Ehe mit Michelle annullieren zu lassen.

Diese Woche war seinem Antrag stattgegeben worden.

Eigentlich fing man mit 34 nicht noch einmal von vorn an, aber er erholte sich. Langsam. Seinen Ehering trug er noch immer.

Die sanften Wellen leckten an den niedrigen Felsen, auf denen er und seine Tochter saßen, und schäumten über den Strand, ein wispernder Chor, als wollte die See ihnen ihre Geheimnisse verraten.

»Aber was, wenn Mom eines Tages doch nach Hause kommt? Heiratest du sie dann noch einmal?«

So lange hatten sie schon mit dem Verlust gelebt, dass sie kaum mehr Trauer oder Verbitterung empfanden. Stattdessen war die Erinnerung an Michelle von einer süßen Wehmut geprägt. Darunter lag eine herbere Note: Kummer, nicht beim Zurückdenken an das, was gewesen war, sondern bei der Vorstellung, was hätte sein können. Es stimmte, die Zeit heilte alle Wunden. Die Narbe würde wohl immer empfindlich sein, aber

sie zu berühren tat nicht mehr so weh, dass ihnen der Atem stockte.

»Ich glaub nicht, dass deine Mutter mich ein zweites Mal heiraten würde, Spatz. Ich war nicht der Richtige für sie.«

»Doch, bestimmt! Sie hat sich getäuscht.«

»Vielleicht auch nicht. Wir waren beide Träumer, allerdings mit einem Unterschied ... Sie träumte von erreichbaren Dingen. Sie wollte Liedtexte schreiben, ihre eigenen Songs aufnehmen, Karriere machen. Ich dagegen ... Ich wollte, ich könnte in den 1930er-Jahren leben und Benny Goodman live im Madhattan Room des Hotels Pennsylvania in New York auftreten sehen. Ich träume von Welten, die es nie gegeben hat und nicht geben kann: Tolkien, Heinlein und so weiter. Ich bin verrückt nach Big Bands und Hobbits, bin bloß jemand, der Wunder bestaunt. Aber deine Mutter ... Mit ihrer brillanten Musik *erschuf* sie Wunder! Ich wusste ihre Kunst zu schätzen, war begeistert von ihren Songs, aber sie brauchte ein größeres Publikum.«

»Trotzdem hat sie sich getäuscht, was dich angeht«, wiederholte Amity, nicht ärgerlich, sondern mit entwaffnender Überzeugung.

O ja, Michelle *hatte* sich getäuscht – und zwar darin, dass sie ihren Daseinszweck anderswo finden könnte, fern ihrer Tochter. Amity aufwachsen zu sehen machte das Leben lebenswert. Das sagte er jedoch lieber nicht. Er kannte seine Tochter und sich selbst gut genug, um zu wissen, was darauf folgen würde. Er wollte die Erinnerung an diesen schönen

Abend nicht verderben, wollte nicht, dass ihre Tränen die Sterne verschwimmen und das Meer anschwellen lassen würden.

»Zeig mir den Großen Wagen«, sagte sie.

»Auch bekannt als der Große Bär oder Ursa Major.« Er legte einen Arm um ihre Schultern und suchte den Himmel ab, bis er das Deichselende des Wagens fand, deutete darauf und zeichnete das Sternbild für sie nach. »Da oben steht er, seit man damit die anderen Sterne aus einem Sternensee gefischt und über den Himmel verstreut hat.«

Sie wateten zurück an Land, setzten sich auf einen Stein und zogen sich die Schuhe wieder an.

Ein halbstündiger Spaziergang würde sie nach Hause bringen. Die Nacht war noch jung und warm, und ein Teil des Weges führte die beiden an Schaufenstern vorbei, von denen manche zu Kunstgalerien gehörten und durch die es einiges zu bestaunen gab. Jeffy, der das Gefühl hatte, zu spät geboren worden zu sein, war oft erstaunt darüber, was heutzutage als hohe Kunst galt.

Das erste der sieben Häuser in der Shadow Canyon Lane, der Sackgasse, die von der Oak Hollow Road abzweigte, war ein viktorianisches Gebäude. Es erinnerte stark an eine Hochzeitstorte: Es hatte zwei Türmchen, Steildächer und Dachgauben, war üppig mit Giebelschmuck verziert und wurde von stolzen Eichen flankiert. Es gehörte Marty und Doris Bonner, netten Leuten, die bei Weitem nicht so betulich waren wie ihr Heim. Im Augenblick waren sie im Urlaub; Jeffy hatten sie einen Schlüssel dagelassen.

Amity und er lebten in einem einstöckigen Häuschen. Es hatte ein Schieferdach, und die Mauern waren aus Sandstein erbaut, der aus der Gegend kam. Jeffy hatte sie selbst hochgezogen. Sein Vater war Maurer gewesen. Die bernsteinfarbenen Glühbirnen in den kugelförmigen Eisblumenglaslampen warfen warmes, schwach gemustertes Licht über die Veranda und die sanfte Brise flüsterte in den mondlichtüber-gossenen Kronen der Palmen.

Einer der beiden Schaukelstühle auf der Veranda war besetzt.

»Hey«, sagte Amity, »Mr. Spooky ist da!«

2 Der Mann, den Amity »Mr. Spooky« nannte, stellte sich selbst als Ed vor, hatte Jeffy jedoch nie seinen Nachnamen verraten. Ed war einer der Obdachlosen, die in abgeschiedenen Lagern tiefer im Canyon lebten, weit abseits der geteerten Straße. Seit etwa einem Jahr kam er mindestens zweimal im Monat uneingeladen zu Besuch.

Jeffy hatte keine Angst vor Ed. Zum einen war Jeffy 34, 1,89 Meter groß, schlank und sportlich, und Ed war ungefähr 30 Jahre älter, 20 Zentimeter kleiner und aus der Form geraten wie ein fauliger Kürbis. Zum anderen war der alte Mann zwar exzentrisch, schien aber bei klarem Verstand zu sein und verhielt sich nie aggressiv.

Dennoch: Nachdem Jeffy Ed einen guten Abend gewünscht hatte, ließ er zunächst Amity ins Haus. Er wartete, bis sie die Tür abgeschlossen und das

Licht eingeschaltet hatte, dann nahm er im zweiten Schaukelstuhl Platz. Ed hatte ihn verrückt, sodass er und Jeffy sich direkt gegenüber saßen. Dieser Tage ließ Jeffy seine Tochter nie allein. Sie gingen überall zusammen hin, und das lag nicht nur – oder eher: gar nicht – an Ed.

Kalifornien machte schwere Zeiten durch. Die Zahl der Obdachlosen wuchs beständig; viele waren schwer gestört und süchtig. Den Politikern, die den Bundesstaat regierten, ging es lediglich um Ideologie, Macht und Bestechungsgelder, nicht um die Bürger. Sie stellten milliardenschwere Programme auf, deren einzige Wirkung es war, ihre Freunde enorm zu bereichern und mehr Menschen in die Obdachlosigkeit zu treiben.

Wenn zu viele dieser armen Teufel an einem Ort ihr Lager aufschlugen, griffen die Behörden schließlich ein, beriefen sich auf die Volksgesundheit und die öffentliche Sicherheit und veranlassten die Räumung. Die Menschen, die in Zelten oder unter freiem Himmel in Ecken und Seitenstraßen von Suavidad Beach gelebt hatten, waren daher ins Umland gezogen. Sie zelteten in Wäldern oder in der Strauchsteppe und hielten Abstand zueinander, um keine Aufmerksamkeit zu erregen.

Eds Kleidung mochte zerknittert und seine Wangen unrasiert sein, er unterschied sich aber dennoch stark von den meisten alleinstehenden obdachlosen Männern. Seine Zähne waren weiß und er roch angenehm, wahrscheinlich weil er täglich in die Stadt kam, um zu duschen und die anderen Angebote anzunehmen, die einige öffentliche und kirchliche Einrichtungen

geschaffen hatten. Er trug weder formlose Jogginganzüge noch ausgebeulte Jeans und Hoodies, sondern zog Freizeithosen vor, das Hemd ordentlich in den Bund gesteckt, Sakkos und Fliegen. An diesem Abend trug er einen Querbinder mit Punkten, den er gewagt mit einem karierten Hemd kombiniert hatte. Es war allerdings unwahrscheinlich, dass er stilbewussten Leuten über den Weg laufen würde, die bei seinem Anblick die Augenbrauen hochzogen und sich heimlich über ihn lustig machten.

Ed behauptete, er habe nie einem anderen alkoholischen Getränk zugesprochen als bestem Cabernet Sauvignon – und das in weitaus geringerem Maß, als ihm lieb sei. Er habe nun einmal einen exquisiten Geschmack, den er sich nur selten leisten könne. Außerdem sagte er, er habe nie etwas Stärkeres genommen als Aspirin.

Jeffy glaubte ihm, vor allem deshalb, weil der alte Mann sich nie darüber beklagte, obdachlos zu sein, nie Ausreden erfand und nie zu erklären versuchte, wie es dazu gekommen war, dass er auf der Straße lebte. Seine Situation war, wie sie war, als wäre er bereits als Landstreicher geboren worden, an seine Kaste gebunden wie ein Hindu aus einem vergangenen Jahrhundert.

Wenn er zu Besuch kam, wollte er manchmal über die Tiere sprechen, die sich den bewaldeten Canyon mit den Obdachlosen teilten. Außerdem verfügte er über ein umfangreiches Geschichtswissen und spekulierte gern darüber, wie die heutige Welt aussehen würde, hätten bestimmte Schlüsselereignisse einen

anderen Ausgang genommen. Er interessierte sich für Poesie und konnte endlos Gedichte aufsagen, alles von Shakespeare über Poe bis hin zu den japanischen Haiku-Meistern. Er blieb nie länger, als er willkommen war, vielleicht weil sein ruheloser Verstand ihn ungeduldig machte – oder weil Jeffy ein mäßig interessanter Gesprächspartner war.

»Wie ist es dir ergangen, Ed?«

»Ich sterbe seit dem Tag meiner Geburt ... wie du auch. Und jetzt habe ich fast keine Zeit mehr übrig.«

Die mürrische Art war so typisch für Ed wie die verwilderten weißen Augenbrauen, die er nie stutzte.

»Du machst aber einen munteren Eindruck«, sagte Jeffy. »Ich hoffe, du bist nicht krank?«

»Nein, nein, Jeffrey, krank bin ich nicht. Ich werde verfolgt.«

In der Grundschule hatten ein paar Lehrer darauf bestanden, ihn Jeffrey zu nennen, danach aber niemand mehr – bis auf Ed. Seiner Größe und seinem recht imposanten Körperbau zum Trotz hatte er irgendetwas an sich, das andere dazu bewegte, ihn als ewigen Jungen und damit als Jeffy zu sehen. Bei diesem Kosenamen hatte seine Mutter ihn gerufen. Er störte sich nicht daran. Er war zufrieden mit sich; er konnte überhaupt niemand anderes sein. Wenn es dazugehörte, dass man ihn Jeffy nannte, damit er blieb, wer er war, dann würde »Jeffy« auf seinem Grabstein stehen.

»Verfolgt? Von wem denn?«, fragte Jeffy.

Ed runzelte finster die Stirn und seine beeindruckenden Augenbrauen wuchsen zu einer langen

Albinoraupe zusammen. Seine tief liegenden Augen lagen im Schatten. »Ist besser für dich, wenn du das nicht weißt. Das unablässige Bedürfnis, mehr zu wissen, immer mehr und mehr, alles zu wissen, führt einen direkt in den Untergang. Wissen ist gut, Jeffrey, aber die Arroganz, die so häufig damit einhergeht, ist letztlich unser Verderben. Geh du nicht zugrunde, Jeffrey. Geh nicht zugrunde, nur weil du so stolz auf dein Wissen bist!«

»Ich weiß gar nicht so besonders viel«, versicherte Jeffy ihm. »Könnte eher sein, dass ich an Unwissenheit zugrunde gehe.«

Schweigend lehnte Ed sich nach vorn und streckte den grauhaarigen Kopf vor wie eine Schildkröte, die ihren Hals aus dem Panzer reckt. Er betrachtete Jeffy, als wäre er eine Avantgarde-Skulptur, aus der er nicht recht schlau wurde.

Jeffy war schon zu anderen Gelegenheiten von Ed auf diese Weise angestarrt worden und wusste, dass sein Besucher sich nicht weiter mit ihm unterhalten würde, bis er so weit war. Diesem durchdringenden Blick musste er mit einem Lächeln und mit Geduld begegnen.

Das ungleichmäßige Raunen des Verkehrs auf der Oak Hollow Road, das durch die Entfernung und die Bäume gedämpft wurde, klang kummervoll – wie die Seufzer eines edlen Leviathans, der im Sterben lag.

In den Wipfeln der Bäume riefen sich Eulen ihre neugierigen Fragen zu.

Endlich lehnte Ed sich wieder zurück, doch seine Stirn glättete sich nicht. Seine üppigen Augenbrauen

blieben verschmolzen, als würden sie miteinander kopulieren.

Er hob ein Päckchen auf, das neben seinem Schaukelstuhl auf dem Boden gestanden hatte. Jeffy hatte es zuvor nicht bemerkt. Die weiße, etwa 30 Quadratzentimeter große Geschenkschachtel aus Pappe hatte sich im Lauf der Zeit verfärbt und war außerdem schmutzig. Der Deckel war mit einer Schnur zugebunden worden.

Ed setzte die Schachtel auf seine Knie und hielt sie mit beiden Händen fest. Er schaute darauf hinunter und sein ernster Gesichtsausdruck verwandelte sich, wurde furchtsam. Gelegentlich zitterte seine linke Hand ein wenig; jetzt klopfen seine Fingerkuppen spastisch gegen die Pappschachtel.

Er hob den Kopf, sah Jeffy in die Augen und sagte: »Der Schlüssel ist dadrin.«

Einen Augenblick war es still. »Welcher Schlüssel?«, fragte Jeffy dann.

»Der Schlüssel, der alles öffnen kann. Der Universalschlüssel.«

»Hört sich wichtig an.«

»Die dürfen ihn nie in die Hände bekommen.«

»Wen meinst du?«

»Es ist besser, wenn du das nicht weißt«, sagte Ed wieder. »Ich gebe ihn dir.«

Jeffy hob die Hände, eine höfliche Geste, die »Nein danke« heißen sollte. »Wie nett von dir, Ed ... Aber das kann ich nicht annehmen. Ich habe einen Haus Schlüssel und einen Autoschlüssel, mehr brauche ich nicht. Ich wüsste gar nicht, was ich mit einem Schlüssel anfangen sollte, der alles öffnet.«

Mit einer plötzlichen Bewegung drückte Ed die Schachtel an seine Brust. »Nein, nein ... Du darfst nichts damit machen, gar nichts! Du darfst nicht einmal die Schachtel öffnen. Unter keinen Umständen!«

Ed hatte immer nur wunderbar gewirkt, schien nun aber mit weiten Schritten eine mentale Brücke zu überqueren, die sich zwischen »schrullig« und einem deutlich beunruhigenderen Geisteszustand spannte.

3 Mr. Spooky war nicht *wirklich* gruselig, bloß merkwürdig. Amity hatte keine Angst davor, dass er Daddy und sie mit einer Kettensäge angreifen oder sie mit einem Fleischerbeil oder so was in Stücke hacken könnte. Sie hätte die Haustür nicht unbedingt abschließen müssen, aber Daddy war auf lebenswerte Art paranoid und passte immerzu auf sie auf. Sie glaubte, dass er auch nach sieben Jahren noch nicht über den Verlust seiner Frau hinweggekommen war und halb erwartete, seine Tochter ebenfalls zu verlieren. Er würde wohl für alle Zeiten überfürsorglich sein. Irgendwann würde Amity 40 und mit Justin Dakota verheiratet sein (Justin wohnte drei Häuser weiter und hatte vielleicht das Potenzial, später einmal einen geeigneten Ehemann abzugeben), sie würden drei eigene Kinder haben und in einem fantastischen Haus auf einem Hügel mit Meerblick leben, und weil Justin dann ein Filmstar oder ein reiches Technikgenie sein würde und Amity selbst eine gefeierte Schriftstellerin, würden sie massenhaft Security haben, ein Meer aus Bodyguards – und

trotzdem würde Daddy jeden Abend vorbeikommen, um zu überprüfen, ob alle Türen und Fenster fest verschlossen waren. Er würde Amity ins Bett bringen und sie daran erinnern, dass sie von Fremden keine Süßigkeiten annehmen durfte. Er war eine Seele von Mensch und sie liebte ihn von Herzen, echt mal, aber sie wusste, sie würde sich in ein paar Jahren mit ihm hinsetzen und ihm geduldig erklären müssen, dass seine Fürsorge erstickend sein und ihre Vater-Tochter-Beziehung ernsthaft belasten konnte. Manchmal war das jetzt schon zu bemerken; immerhin war sie beinahe zwölf.

Sie schloss ab, schaltete das Licht ein und ging durch den Flur am Wohnzimmer vorbei. Es wurde von ausladenden Armsesseln und Bücherregalen dominiert, in denen dicht an dicht die Fantasyromane standen, die Daddy und sie gerne lasen. An den Flurwänden hingen Art-déco-Poster, Originale, die Werbung machten für Produkte wie Champagner aus dem Haus Taittinger, Angelus »weiße Schuhwichse«, das Plymouth-Automobil-Modell von 1934 und eine Show aus dem Jahr 1925, bei der Josephine Baker in einem Nachtclub in Paris aufgetreten war. Es folgten Daddys Werkstatt, in der er schöne alte Bakelit-Radios und andere Art-déco-Sammlerstücke reparierte, und dann ihr Zimmer, in dem Snowball auf sie wartete.

Wenn sie abends mit ihrem Vater ein Restaurant besuchte, blieb Snowball im Käfig. Das war keine Tierquälerei, denn der Käfig war groß, und es gab ein Laufrad darin. Snowball war ein weißer Mäuserich, so

klein, dass er auf ihrer Handfläche Platz hatte. Er war sehr artig. In ihrer Jackentasche konnte sie ihn überallhin mitnehmen. Er kam von selbst nicht heraus, sondern wartete, bis sie ihn holte. Noch nie hatte er in ihre Tasche gepinkelt oder gekotet, aber selbst wenn er irgendwann einmal einen Unfall haben sollte ... Er wog ja kaum 100 Gramm und produzierte eine entsprechend kleine Menge an Enderzeugnis, daher wäre das keine Katastrophe.

Snowballs Fell war weiß, seine Äuglein schwarz wie Tinte und sein Schwanz zartrosa. Er war viel niedlicher als die Art von Mäusen, die man lieber nicht im Haus haben wollte, ein eleganter kleiner Gentleman. Wäre Amity Aschenputtel, würde Snowball sich in einen prächtigen Hengst verwandeln, der ihre Kutsche zum Ball zog – so ein besonderer Mäuserich war er.

Sie schaltete ihren Fernseher ein und suchte einen Disney-Animationsfilm aus, den sie schon oft gesehen hatte und in dem keine Katze auftauchte, dann holte sie Snowball aus seinem Käfig. Sie setzte sich mit ihm in ihren Sessel. Eine Weile rannte er ihre Arme hinauf und hinunter und über ihre Schultern. Manchmal verharrte er und starrte sie an – voller Zuneigung, glaubte sie. Schließlich ließ er sich auf ihrem Schoß nieder und drehte sich auf den Rücken. Sie rieb ihm sanft mit einer Fingerspitze den Bauch und er verfiel in eine ekstatische Trance.

Mit Snowball übte sie für einen Hund.

Sie wünschte sich einen Hund, und Daddy würde ihr einen Welpen kaufen, aber vorher wollte sie

herausfinden, ob sie eine gute Hundemama sein konnte. Was, wenn sie einen Hund bekam, der zwölf oder 14 Jahre alt werden konnte, und dann nach ein paar Monaten keine Lust mehr dazu hatte, mit dem armen Geschöpf spazieren zu gehen, mit ihm zu trainieren oder auch nur mit ihm Zeit zu verbringen? Menschen änderten sich, wollten plötzlich nicht mehr dasselbe wie zuvor, und dann brachen sie anderen das Herz. Wenn Amity einen Hund hängen ließe, ihm das Herz bräche, würde sie sich selbst verabscheuen, o ja, das würde sie, für den Rest ihres Lebens. Echt mal.

Der Mann in der Tierhandlung hatte gesagt, dass Snowball – eine ganz besondere Züchtung mit glänzendem Fell – ungefähr vier Jahre alt werden würde. Sie hatte ihn nun schon seit zwei Jahren und er langweilte sie nicht das kleinste bisschen. Sie liebte ihn, wie ein Mädchen einen Mäuserich nur lieben konnte, der nicht so eine ausgeprägte Persönlichkeit hatte wie ein Hund.

Ehe sie es wagte, sich einen Hund zuzulegen, musste sie außerdem herausfinden, wie hart es sie treffen würde, wenn Snowball schließlich starb. Wenn der Tod einer Maus sie fertigmachen würde, konnte sie mit dem Tod eines Hundes nicht umgehen, da gab es nicht den geringsten Zweifel. Als ihre Mutter weggegangen war, war sie erst vier gewesen, viel zu klein, um zu begreifen, was los war. Sie konnte sich kaum an Michelle erinnern. Trotzdem war ihr der Verlust ihrer Mutter noch immer gegenwärtig. Nicht wie ein Schmerz, sondern eher wie eine Art Leere, als würde in ihrem Inneren irgendetwas fehlen. Sie

hatte Angst davor, dass weitere Verluste mehr Löcher reißen könnten, bis sie so hohl wie eine ausgeblasene Eierschale sein würde.

Manchmal, so wie jetzt gerade, konnte sie sich nicht ins Gedächtnis rufen, wie ihre Mutter ausgesehen hatte. Vor ein paar Wochen hatte sie aus einer Laune heraus das gerahmte Foto Michelles von ihrem Schreibtisch genommen (Daddy hatte sie dazu ermuntert, es dort aufzustellen) und in die unterste Schublade gelegt. Vielleicht war es an der Zeit, das Bild wieder hervorzuholen.

Snowball, dem sie noch immer den Bauch streichelte, hatte die Augen geschlossen, sein Maul stand offen – er war ein Sinnbild der Glückseligkeit.

Seine meißelförmigen Schneidezähne waren entblößt. Die Zähne von Mäusen hörten nie auf zu wachsen. Snowball musste einen beträchtlichen Teil jedes einzelnen Tages damit verbringen, an etwas zu nagen, damit sie nicht so lang wurden, dass sie ihn beim Fressen behinderten. Daher hatte er drei Knabberhölzer in seinem Käfig.

Jedes Lebewesen auf der Erde hatte seine Last zu tragen.

Daddy sagte, eine Last zu tragen mache einen stärker; deshalb sei eine Last in Wahrheit ein Segen. Er wusste viel und hatte meistens recht, aber Lasten als *Segen* anzusehen war Schneckendreck, echt mal, zumindest ihrer Erfahrung nach. Daddy glaubte das wahrscheinlich wirklich. Er sagte, dass selbst am Ende der finstersten Nacht die Morgendämmerung wartete. Er war unheimlich geduldig und wurde selten wütend.



deankoontz.com

Dean Ray Koontz wurde im Juli 1945 in Pennsylvania geboren. Er verkaufte weit über 500 Millionen Bücher, die in 38 Sprachen übersetzt wurden. Dean Koontz ist einer der erfolgreichsten Autoren der Welt. Er lebt mit seiner Frau Gerda in Südkalifornien.

The Times: »Dean Koontz ist nicht nur der Experte für unsere dunkelsten Träume, sondern auch ein literarischer Künstler.«

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de